

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Das Paradies der Erde.

Roman von Ada von Gersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Als nach aufgehobener Tafel Gräfin Herta mit Vissi wieder nach der Plattform hinausging, und ich mit Gräfin Wanda folgte, sagte sie rasch und leise zu mir: „Lassen Sie die Depesche noch nicht kommen, Herr von Rehn. Warten Sie bis —“

Sie stockte und ich vollendete, mich tief über die dargereichte Hand neigend: „Solange als Sie befehlen, Gräfin.“

Gern bleibe ich nicht. Ich kann eine seltsame Ahnung nicht loswerden, daß ich vor einer Katastrophe stehe, auf die ich mich in keiner Weise vorbereiten kann, da ich mir nicht denken kann, woher sie kommen soll.

Regenwalde, August, sechs Uhr morgens. Welch eine Nacht! Die Hochsommerschwüle der letzten Tage hat sich in einem rasenden Gewitter entladen. Drei, vier Gewitter prallten über Regenwalde zusammen. Das Schloß schien in einem weißglühenden Hochofen zu stehen, der Himmel schien sich überhaupt nicht mehr zu schließen. Aus gähnender Hölle schossen ganze Feuerströme über die ganze Gegend um Regenwalde, dazwischen knatternder Donner, das Brüllen des herausgeführten Viehes, das Geheul der Hunde, das Schreien und Rufen von Hof zu Hof, das Rollen und Kesseln der beiden großen Spritzen, die aus dem Spritzenhaus gezogen und mit Wasser gefüllt wurden. Um elf Uhr, als wir uns eben in unsere Zimmer zurückgezogen hatten, begann das Unwetter. Ich hatte mich aus offene Fenster gesetzt, um das prachtvolle Schauspiel zu genießen und auch um einen Ueberblick über die Hofseite zu haben, falls da etwas passieren sollte. Da sah ich Lichtschein durch die geöffnete Haustürhalle und hörte Gräfin Wanda jemand einen Befehl geben. Ich beugte mich aus dem Fenster und fragte, ob ich herunterkommen solle. Sie konnte mich in dem Lärm wohl kaum verstehen, machte mir aber ein bejahendes Zeichen und ich eilte hinaus. Sie stand am Fuß der Treppe und fragte hinauf, ob ich mich wohl bereit finden ließe, nach dem Gestüt zu fahren. Es waren zwar zuverlässige Leute dort, aber sie wären doch sehr besorgt um die zwei fremden Stuten, die gestern eingetroffen waren, und ein so furchtbares Wetter sei hierorts wohl noch niemals vorgekommen. Augenscheinlich sei es über dem Losberger Hof am schlimmsten. Ich erklärte, daß ich mich sofort fertig machen würde, aber vorzöge zu reiten.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr von Rehn,“ sagte sie erfreut, „ich will jetzt einmal hinauf zu Vissi. Mich wundert's, daß das furchtliche Kind nicht schon längst unten ist.“

Eben war ich wieder in mein Zimmer getreten, als es eilig an die Tür klopfte. Gräfin Wanda stand vor mir. Sie sah ganz verstört aus. „Mein Gott, die Kleine ist nicht da!“

sagte sie hastig. „Sie hat die Gewohnheit, sich an schönen Abenden noch spät im Parke zu ergehen und auch darüber hinaus. Barwitsch ist zwar bei ihr, aber in einem solchen Wetter kann ihr der Hund nichts nützen. Wer weiß, wie weit sie sich vom Haus entfernt hat, und die Dunkelheit ist ja plötzlich zur schwarzen Nacht geworden.“

Ich war schon an der Gräfin vorüber und stürmte in den Park. Aber das Laufen mußte ich sehr bald aufgeben. In der Eichenallee war nicht die Hand vor den Augen zu sehen und nach jedem grell die Nacht durchleuchtenden Blitze war die Finsternis nur um so tiefer. Wie Gewehrfeuer prasselte der Hagel auf die breiten Blätter. Ich stand still und rief mit meiner ganzen Lungenkraft: „Lissi! Lissi!“ — „Gnädiges Fräulein“ wäre viel zu lang gewesen.

Keine Antwort. — Ich ging weiter die Allee hinunter und rief wieder. Da stammte es taghell auf; nach der ungewöhnlichen Dauer der Helle zu schließen, mußten sich Blitze von verschiedenen Seiten vereinigt haben, und ich sah auf der Schmalen, nur mit einem niedrigen Birken- und Eichen- und Buchen- und Hängebrücke, die über den Parkteich führt, ein weißes Kleid flattern. Dann glaubte ich einen hellen Schrei zu hören, als ob sie auch mich gesehen habe, was sehr unwahrscheinlich war, weil die Entfernung zu groß war und meine Gestalt im Dunkeln stand. Ich mußte noch ein ganzes Ende die Allee entlang laufen und dann links in einen Weg biegen, um nach einer abermaligen Biegung nach rechts hinauf zur Brücke zu kommen. Wenn sie mich wirklich gesehen hatte, so war anzunehmen, daß sie, sich an das Geländer hammernd, stehen geblieben war und auf mich wartete, ohne sich weiter vorzubewegen. Einen Moment lang schien die Natur Atem zu schöpfen zu neuem Toben und Rufen, und um vorwärts zu kommen, mußte ich immer warten, bis ein Blitz meinen Weg erleuchtete. Mir stand fast das Herz still um sie. Denn sie hatte sich wirklich an das sehr gebrechliche Brückengeländer geklammert. Jeden Moment konnte der orkanartige Sturm in seinem erneuten Anprall die leichte Gestalt hinunter ins Wasser schleudern. Und ich wußte, daß der Teich tief und moorgrundig war. Im nächsten Aufblitzen aber sah ich, daß sie losgelassen hatte und wie ein weißer Vogel in taumelndem Flattern die stark abschüssige Brücke herunterstürzte — mir entgegen, es sah mehr einem unfreiwilligen Stürzen als einer überlegten Flucht ähnlich.

Auf die Gefahr hin, in der wiedereingetretenen Finsternis selbst zu fallen, machte ich ein paar Schritte vorwärts gegen die Brücke und blieb dann stehen, berechnend, daß sie mir geradezu entgegelaufen mußte. Im nächsten Moment fühlte ich den immerhin heftigen Anprall ihrer zarten Gestalt gegen meine Brust und wollte schnell die Arme um sie schließen, als sie mit einem Schmerzensschrei mir entglitt und niedersank.

Ich hob sie auf, aber sie konnte nicht stehen, schien es, und hielt sich ängstlich an mir fest. — Sie mußte sich wohl den Fuß verlegt haben, und es blieb nichts andres übrig,

als die leichte Last emporzuheben und in meine Arme zu nehmen. Ich umschlang sie fest und trug sie durch das Toben, Blitzen und das Dröhnen des Donners vorsichtig dem Hause zu. Ihre Arme hatte ich um meinen Hals legen müssen und mir war, als fühlte ich ihr Herzchen wild gegen das meine klopfen.

„Kleine Lilli,“ jagte ich leise, dicht an ihrem Hals, „arme verirrte Lilli, ist nun alles gut, ist alle Angst vorbei?“

Ich vernahm keine Antwort, aber sie schmiegte sich enger an meine Schulter und ihre Arme schlossen sich fester um mich. Ein Hauch von Weilchen umwehte mich, und die seidenweichen Flechten ruhten dicht an meinen Rippen, während ich die leichte Last der zarten jungen Glieder durch das Unwetter trug. „Drücken Sie Ihr Gesicht fest an meine Brust, kleine Lilli, daß der Hagel Sie nicht triff,“ mahnte ich vorsorglich und um ihrem Gehorsam entgegenzukommen, preßte ich meine Lippen auf ihre weichen, buschigen Haar. Das konnte sie nicht merken. — Was war es doch für ein Gefühl! Unbeschreiblich, überirdisch seltsam und in seiner Wirklichkeit doch irdisch heiß. — So in der wilden Wetternacht dahin zu gehen, umbraust von Sturm, umflammt von Blitzen, das dröhnende, zornige Rollen des Donners über den wild umhergeschüttelten Baumwipfeln, in den Armen, an der pochenden Brust ein süßes junges Weib, die zarten, weichen Glieder hilflos an mich geschmiegt. Und doch zu wissen — morgen Abend kommt Brenden.

Komm du mir zu Hilfe in meiner sentimentalen Rührseligkeit, du alter flotter leichtsinniger Kavalleristenpruch:

„Gesundheit des Leibes,
Auf dem Rücken der Pferde,
Am Herzen des Weibes —
Das Paradies der Erde!“

Und als ich sie in die Arme Gräfin Wandas gelegt hatte, wandte ich mich schnell ab, um mich auf den Rücken des Pferdes zu werfen, und jagte nach dem Gestüt. Mir war auch um Apollo angst geworden. Ich kannte den wilden Burjchen; schwere Wetter machen ihn zornig; dann sprengt er Eisenketten, als wären es Rosengirlanden. Und wer zwang ihn dann, wenn nicht ich?

Regenwalde, ein Uhr nachts. Ich bin gar nicht müde, sondern so schrecklich wach, daß ich vermutlich nicht erst zu Bett gehen werde. Ich werde mir aus der Bücherei in der Halle eins von den prachtvollen alten Jagdbüchern holen.

Ich war unten. Ich habe aber kein Buch mitgebracht, denn ich kam nur bis zur Schwelle. Es war jemand in der Halle, und den hätte ich auf jeden Fall sehr erschreckt. Die Tür war nur angelehnt, und wie festgewurzelt blieb ich an dem handbreiten Spalt dahinter stehen.

Die große Laterne brannte nicht, alles war dunkel, tiefe Schatten lagerten in den Nischen und den Deckenbogen. Um so heller beleuchtet war das Bild am Kamin. Eine Kerze stand auf dem Sims und das Feuer im Kamin war mit einigen trockenen Zweigen und Tannenzapfen neu geschürt worden.

Auf dem dunklen Bärenfell davor kniete Lilli. Sie trug ein zartrosiges langfaltiges Kleid; ihr Haar war wohl schon zur Nacht aufgelöst und floß wie ein breiter blaßgoldiger Strom über Schultern und Nacken bis auf die Erde, wo es sich mit dem zottigen schwarzen Bärenhaar mischte. Es war ein märchenhafter Anblick, durch die zwiepfaltige Beleuchtung, oben das stillbrennende Licht und unten das flackernde Feuer, noch gehoben. Ihr Gesicht mit dem feinen Näschen, das an der Spitze ein wenig nach oben wippt, war wieder traurig und der weiche blasse Rindermund bitter verzogen. Neben ihr lag der Paroi, den spitzen Kopf auf den Vorderpfoten, die großen grünlischen Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet, dem er mit größtem Interesse zuzusehen schien. Sie hielt ein Buch in der Hand mit einem weißgoldenen Deckel und einer großen goldenen Inschrift. Ich konnte ganz gut erkennen, daß es ein „Poetiealbum“ war. — Wollte sie es nächsterweise verbrennen? Enthielt dies weißgoldene Büchlein Geheimnisse, die ihr künftiger Gemahl nicht wissen durfte? Jedenfalls war sie aus ihrem Zimmer, aus dem ich durch die offene Tür den roten Schimmer der Nachtampel sah, noch einmal heimlich heranzugekommen, um in später Nachtstunde ängstlich bangend ihr Zerstörungswerk an dem Zeugen aus ihrer Vergangenheit zu vollbringen. — Aus den Blättern nahm sie jetzt ein vertrocknetes plattgedrücktes Sträußchen und legte es auf die Glut, während langsam große glühende

Tränen unter den Wimpern hervorperkten. Ich weiß nicht, durch welche blühschnelle Ideenverbindung ich sofort orientiert war, daß die kleinen roten verwitterten Blümchen Ranunkelröschen waren, und daß ich selbst ihr dieses unansehnliche Sträußchen gegeben hatte. Es war vor Jahr und Tag gewesen, als ich die erste Jagd in Groß-Rundow mitmachte und sie in ihrem flammendroten Tarlatanleide immer wieder knirschend vor mir stand und mit mir langen wollte und ich sie spöttisch mit diesem Sträußchen absand, das sie jetzt, trauernd wie über eine liebe verlorene Erinnerung, vernichten zu müssen glaubte.

Es war ein rührend liebliches Bild, wie sie kniete in ihrem rofigen Morgenleide, über das die blonden Haare wie ein Mantel niedersaßen, eigentlich ein Kinderbild. Ich habe einmal ein solches gesehen von einem berühmten Kinder-maler: „Das Abendgebet“ hieß es.

Jetzt zog sie langsam Seite auf Seite aus dem Büchlein und legte sie in die Glut, die gierig die dünnen Blättchen verschlang. Es schienen ihrer nur wenige beschrieben. — Ich hatte Angst, sie würde mit ihrem flimmernden Goldschleier von Haaren, die so nahe dem Feuer bei dem Reigen und Wäden ihr immer wieder über das Gesicht fielen, den Flammen zu nahe kommen, und ich müßte schnell zuspringen, sie zu retten. Dabei habe ich unwillkürlich eine Bewegung gemacht, denn plötzlich hob Zarewitsch aufmerksam lauschend den Kopf nach der Tür, hinter der ich stand, und die kurze Oberlippe zuckte unter einem leise drohenden Knurren. Schnell zog ich mich daher zurück in heiß aufsteigender Beschämung über mein unritterliches Lauschen und sprang mit lautlosen Schritten die teppichbelegten Treppen hinauf.

Regenwalde. Das Gewitter hat kolossal abgefeuert. Es regnet intensiv. In solcher Wetterstimmung macht Regenwalde seinem Namen alle Ehre. Die hohen Glastüren nach dem Park waren geschlossen und der Blick durch die feuchten Scheiben auf die düsteren Baummassen des Totenweges, die man durch den rieselnden Regen wie durch einen grauen zitterigen Schleier sah, war unbeschreiblich trübselig. In dem großen Kamin der Halle brannten Eichenknorren wie damals, als ich das erstemal hier war, und die blaue Kiesel-laterne über dem weißen großen Marmortisch in der Mitte verbreitete den ganzen Tag über ihr schwermütiges Licht.

Ich sah am Kamin und rauchte, streichelte mit der Fußspitze das weiße Seidenfell des Zarewitsch, der ebenfalls den Kaminplatz am angestrichelten fand, und dachte an meine Abreise aus der Heimat, und daß ich wahrscheinlich nie wieder hier sitzen würde und dafür morgen Brenden meinen Platz einnehmen würde, während ich mich auf dem Wege befand, mein Glück in der Fremde zu suchen. Ich war entschlossen, meinen hiesigen Aufenthalt noch abzufürzen und morgen früh zu reisen. Hier hielt mich nichts. — im Gegenteil. —

(Schluß folgt.)

Jeanettes Erlebnis mit dem Preußen.

Von Waldemar Bonsels.

Es war allen längst Gewißheit, daß die Deutschen auf ihrem Siegeszug durch Belgien auch in L. einrücken würden. Hätte nicht der näher und näher erdröhnende Donner der Geschütze es bewiesen, der wie ein herannahendes Gewitter hinter den Hügel im Dicu stand, so müßten die zurückweichenden belgischen und französischen Truppen Zeugnis davon ablegen. In regellosen Scharen durchzogen sie den Ort Tag und Nacht. Wo waren ihre froher Mut, ihre Siegesgewißheit geblieben, ihr Scherzen und der Klang und Glanz ihrer prunkvollen Durchzüge? Nun klangen schon tage- und nachtelang die Straßen, erst von den Geschützen, von den Rufen der Kanoniere und dem Schnauben der überanstrengten Tiere, dann kamen Reiter und Infanterie, du lieber Gott, wie sahen ihre Uniformen aus! Gewißlich trugen sie den Staub des heimatlichen Erdbodens in Ehren, aber diese Bedrücktheit, diese Traurigkeit, die über ihnen allen lagerte! Es war eine furchtbare, tödliche Stille in allen Gesichtern. Das Königreich war versunken, unwahrscheinlich rasch, wie in einem schrecklichen Traum.

Als die letzten Kompanien in Eilmärschen durchzogen, schlossen die Dorfbewohner sich ihnen zum größten Teil an. Keine Drohung und kein Verbot brachten sie davon ab, und die Offiziere verfluchten heimlich ihre Torheit, in der sie niemals den kindischen und schmachvollen Gerüchten gewehrt hatten, die im Lande über die preussischen Soldaten im Umlauf waren. Jetzt half keine Mahnung zur Besonnenheit mehr, die traurigen Jüge hungernder Männer und Frauen, jammernde Kinder und erbärmungswürdig unnütze Geräte begleiteten Ihre gelichteten Pörmassen, nahmen den zurückgeworfenen Mannschaften ihren letzten Mut und füllten

die Herzen mit Verzweiflung. Was half es den Deutschen und immer wieder den Deutschen alle Schuld zuzuschreiben, niemand fragte mehr nach Schuld, das Geschrei ging um Nahrung, wie draußen das Brüllen der verwilderten Haustiere, die auf den Feldern umherirrten.

Jeannettes Eltern warfen im Grau der Morgendämmerung das Wertvollste ihrer Habseligkeiten auf einen Karren, verhört vor Angst, fast von Sinnen und bis zu Tränen erbittert. Das kleine Mädchen stand im Rahmen der Tür, unten im Zimmer brannte noch eine Lampe auf dem leeren Tisch und ihre Flamme flackerte im Zug der offenen Fenster. Es regnete ohne Aufhören. Jeannette wußte, daß sie bleiben würde, denn die kranke Großmutter konnte nicht allein zurückgelassen werden. Sie hatte sich mit den Schreien dieser Erwartung abgefunden wie mit ihrem Tode und jene kindliche Entschlossenheit gezeigt, wie nur junge Seelen sie in solch schrankenloser Hingabe anzuweisen.

Welch einen Streich es in der qualvollen Hast des Ausbruchs gegeben hatte! „Sie werden ein Kind nicht töten!“ schrie ihr Vater, „eine sterbende Greisin!“ Er zerriß sein Weib mit sich hinaus: „Willst du, daß wir alle verderben, denk an die kleinen Kinder!“

Es war herzzerreißend. Die Mutter riß Jeannette in ihre Arme, nur von ihrer eigenen Angst beherrscht und ohne zu bedenken, daß ihr sinnloser Schmerzensausbruch die Qualen und die Befürchtungen ihres Kindes verdoppelte. Jeannette fühlte, wie ihre Mutter zitterte, sie vermochte keinen der törichtsten Ratschläge zu beachten, die ihr mit fliegendem Atem erteilt wurden, nur eins blieb ihr mit seltsamer Deutlichkeit im Bewußtsein, als der Wagen mit den Thren längst hinter den Häusern der Dorfstraße verschwunden war: daß der Sonntagshut ihrer Mutter schief geblieben hatte, und daß ihre Haare, dünn und grau, an den Schläfen niedergerissen und vom Regen naß waren. „Maria schäme dich, Jeannette, Kind...“

Nun war es merkwürdig still. Die Dorfstraße schlug im nebligen Morgen, es war hell geworden. Jetzt würden die Preußen kommen... Das kleine Mädchen schritt langsam die Stiege des leeren Hauses empor, bis in die Kammer, in der in der großen Bettlade die kranke, alte Frau schlief. Mit dem Ernst seiner vierzehn Jahre und einem tiefen Seufzer ließ das Mädchen sich neben der Bettstatt nieder und betrachtete lange sinnend das welke Gesicht der Schlafenden. Die schrecklichen Eindrücke und Nennisse der letzten Tage waren gar zu rauch und unerwartet gekommen, als daß es ihr möglich gewesen wäre, sich mit ihnen abzufinden und etwas wie eine heilsame Anteillosigkeit der Erleichterung beruhigte ihr Gemüt ein wenig. Sie überlegte, ob es nicht ratsam sei, zum Pfarer zu gehn, von dem sie wußte, daß er, wie auch der Lehrer, sich nicht an der allgemeinen Bluthiererei beteiligte, aber darüber kam ihr in den Sinn, daß sie damit ihr Geschick nur um einige Minuten hinausögerte, ihm aber nicht entging. Wenn nur die schrecklichen Gedanken ausbleiben würden, bis alles erlitten und vorüber war, diese Erinnerungen an die grausamen Geschichten aller Schandtaten der Preußen. Sie schloß die Augen und erschwerte. Vielleicht würde sie nicht gefunden. Aber da überfiel sie eine furchtbare Vorstellung: Wie nun, wenn das Haus in Feuer ausging und niemand half ihr, die Großmutter hinauszutragen? Sie dachte gar nicht mehr an sich und an die Sicherheit ihrer eigenen kleinen Person. Vielleicht sterbe ich vorher, kam ihr in den Sinn, und sehe nichts mehr von allem Unheil. Ob man darum bitten konnte? Ja, wenn es nicht die Preußen wären. Die Bayern sollten viel menschlicher sein, sie schlugen alles gleich mit dem Gewehrfolken tot, aber die Preußen nahmen Kinder auf die Lanzen, die noch schrien...

Jeannette erhob sich nach einer Weile und begann im Hause Ordnung zu schaffen, so gut es gehen wollte, sie tat es gedankenlos und in einem leeren Traumzustand. Es sah umher aus, als seien die Feinde schon dagewesen. Wie mutlos dies Chaos machte, das die Angst der Thren zurückgelassen hatte. Als sie das Haus verließ, um zum Brunnen zu gehn, brach die Sonne durch das Morgengewölke, es war hell und frisch. In weiter Ferne rollte es dumpf und drohend hinter den Hügeln, näher und deutlicher als gestern, aber die Landschaft lag still und verlassen und aus den Schornsteinen der Nachbarhöfe stieg kein Rauch mehr.

Als das Mädchen nach einer Weile den Blick vom Brunnen erhob und sich anschickte, mit den Wassereimern über die Straße zurückzugehen, erstarrte sie vor Entsetzen bei dem Anblick, der sich ihren Augen auf der kleinen Anhöhe bot, über die der Weg ins Dorf führte. Sie erblckte, schräg von der Morgen Sonne beschienen, vier oder fünf Reiter, die in gemächlichem Trab auf ihr Vaterhaus zukamen; sie hoben sich stolz und drohend vom hellen Himmel ab und über ihren Schultern, neben den Helmen mit den seltsamen, scharlantigen Tellern darauf, tanzten die schrecklichen Lanzen auf ihren Rüden.

Die Preußen! Dätten die schweren Wassereimer die Arme des Kindes nicht niedergezogen, so wäre es sicher in seiner Erstarzung unbeweglich stehen geblieben, nun ließ sie ihre Last zurück und eilte auf das Haus zu, aber an der Schwelle verließen die Kräfte sie. Sie schloß es vor ihren Augen dunkel werden und stift am Türschwamben auf die Knie nieder. Um was hatte sie doch bitten wollen? „Maria hilf, erbarm' dich...“ flammelte sie.

Der Weg dröhnte, und laute, fremde Stimmen erschollen. Jeannette merkte daran, daß die Schatten der Reiter auf die

Schwelle fielen, daß sie vor ihr angelangt waren, sie wagte es nicht, ihre Blicke dem Tod entgegen zu heben, denn sie erwartete. Ein Pferd schraubte und sie zuckte zusammen. Dann wurde gerufen, das mußte ihr gelten. So war es wahr, daß diese Grausamen ihr Opfer vor dem Tode quälten... Sie wollte beten, aber ihre bloßen Rippen bewegten sich nicht.

Da fühlte sie einen seltsamen Druck auf ihrem Scheitel, es glitt über ihre Haare hin und an den Schläfen nieder, und dann noch einmal. Ehe sie begriff, was ihr geschah, fühlte sie eine harte Hand vorichtig und liebevoll unter ihr Kinn lassen und ob sie wollte oder nicht, sie mußte dem sanften Druck nachgeben, der ihr den Kopf hob. Da schlug sie rauch die Augen auf, ganz betört von dem Unerwarteten, das sie überwältigte, und ihre Blicke sahen unter dem harten Helm zwei helle, blaue Augen in einem lächelnden Männergesicht. Der Reiter war vom Pferd gesprungen, er nickte ihr zu und richtete sie auf. Sein Gesicht drückte ein so aufrichtiges Erbarmen aus, daß niemand darüber hätte in Zweifel bleiben können, was ihn bewegte, am wenigsten ein Kind.

Der Reiter schien etwas sagen zu wollen, er wandte sich an seine Leute, es war dann aber, als läme ihm nichts in dem Sinn, er schüttelte nur langsam den Kopf und nahm sein Pferd beim Zügel, um es aus Jeannettes Wassereimern trinken zu lassen, wie schon die Anderen es vor ihm getan hatten. Dabei gebärdete er sich rauch und beinahe böse, als müßte er etwas in der eigenen Brust bekämpfen, das sein Soldatenherz nicht duldete. Dann sah er wieder nach dem kleinen Mädchen hinüber und nun schweig er erst recht, denn es ruhte im Blick dieses Kindes ein Gedanke, der groß wie die Welt erschien, zugleich einsam und überfüllt an Dank. Solche Blicke können in den Augen der Menschen erstehen, wenn unerwartet eine heilige Freude die Finsternis des Bösen überwindet, oder wenn alles in einer Seele sich plötzlich für ein ganzes Leben entscheidet.

Und so kam es, daß zwischen der kleinen Jeannette und dem preussischen Reiter kein Wort gewechselt wurde und daß sie einander doch auf wunderbare Art in ihrem Gemüt verstanden. Nur vom Sattel aus rief der Reiter dem Kinde zum Abschied zu: „Merci! Merci!“ und strich sich über die Augen.

Der erste Unterseebootangriff vor 100 Jahren.

Es war in der letzten Zeit des langen Krieges, den England mit den Vereinigten Staaten führte, als am 13. Juli 1812 das englische Kriegsschiff „Ramilles“ vor New London vor Anker lag und diese amerikanische Stadt blockierte. Der Befehlshaber der „Ramilles“ war der Kapitän Hardy, ein Kampfgenosse Nelsons, der unter ihm großen Kriegsrühm erlangt hatte. Die Deckwache, die auf Posten auf und ab ging, blickte sich zufällig über Bord und bemerkte dabei plötzlich einen Gegenstand an der Oberfläche des Meeres, ganz nahe am Schiff. Der Ruf „Boat ahoy!“ hallte laut über das Schiff, aber als man näher die Sache untersuchte, war nichts zu sehen. Der Wachmatrose mußte sich allerlei Spott gefallen lassen, weil er „Geister sah“; aber dann erkannte man eine dunkle Masse, die sich an dem Wasserspiegel emporhob, und nun wußte man: es war ein Unterseeboot. Die Warnkanone dröhnte nun durch die Stille; die Ankerketten wurden rasch durchschneiden; alle Hände waren geschäftig, und das Schiff ging mit großer Schnelligkeit in See. Noch einmal tauchte der unheimliche Fremde an der Oberfläche auf, aber bevor noch die Kanonen gegen die Stelle gerichtet wurden, war der gefährliche Besucher wieder untergetaucht und bestete sich fest an dem Kiel des englischen Schiffes. Eine halbe Stunde lang blieb der furchtbare Feind an dem Rumpf seines Gegners, der machtlos war, sich zu wehren, und dessen Besatzung das Schlimmste befürchtete; während dieser Zeit glückte es dem Mann, der in dem Unterseeboot war, ein Loch durch die Kupferwand des „Ramilles“ zu bohren, aber die Schraube, mit der er den Explosivstoff an dem Schiffsboden befestigen wollte, zerbrach, und so mißglückte der Versuch, das Schiff zum Sinken zu bringen. Einen ausführlichen Bericht von diesem Unterseeboots-Angriff, dem ersten, der den Schrecken der heute als so furchtbar erkannten Waffe wirklich ahnen ließ, hat Kapitän Hardy in seiner interessanten Selbstbiographie gegeben; er erzählt, daß dieses amerikanische Tauchboot von seinem Erfinder bereits außerordentlich vervollkommen war, mehr als 5 Kilometer in der Stunde zurücklegen und nach Belieben ansteigen und untertauchen konnte.

Schon vorher waren Unterwasserboote in dem Kriege zwischen England und Amerika auf amerikanischer Seite verwendet worden, freilich ohne Erfolg. Der Gedanke, das Unterseeboot zur Kriegführung zu benutzen, ist ja fast so alt wie der Gedanke der Erfindung selbst. Der erste Mann, der diesen Plan näher ins Auge gefaßt hat, dürfte merkwürdigerweise ein Bischof gewesen sein. Es war ein englischer Kirchenfürst, John Wilkins von Chester, der 1648 ein überreiches Buch „Mathematical Magic“ veröffentlichte. Ob er von der merkwürdigen Erfindung des Holländers Cornelius Drebbel gehört hatte, der 1624 das erste Unterwasserboot baute und damit eine Fahrt auf der Themse unternahm, bleibt dahingestellt. Jedenfalls beschäftigte er sich in einem Kapitel mit der „Möglichkeit, ein Boot für Unterseebootsfahrten zu bauen“. Er verkannte die Schwierigkeiten dieser Aufgabe nicht, verweilte aber mit Behagen bei den Vorteilen, die

folch ein Unterseeboot „zum Schutze gegen Seeräuber, Stürme, Eismassen und beim Seekrieg“ gewährt würde. Er malt es sich sehr anschaulich aus, wie der Bestzer solch unsichtbarer Schiffe jeder andern Seemacht überlegen sein müsse, und da er ein phantastischer Mann war, geht er noch weiter und sagt voraus, man werde noch einmal so weit kommen, daß Menschen beständig unter Wasser leben könnten und nicht nur für eine kurze Reise untertauchen, sondern Jahre und ihr ganzes Leben auf dem Meeresgrunde verbringen könnten.

Der fähre Gedanke des englischen Bischofs ruhte jedoch ein Jahrhundert, und erst um 1750 machten die Versuche, ein Unterseeboot zu bauen, mehr von sich reden. Ein anerkannter Rätgeber seiner Idee war John Day, ein armer, wissenschaftlich nicht gebildeter Mann, der 1774 mit seiner Schaluppe von 50 Tonnen, in der sich eine luftdichte Kammer befand, bei Plymouth ins Meer tauchte. Er glaubte sich seines Erfolges so sicher, daß er alle Vorsichtsmaßregeln abschlehte und nur eine Hängematte, eine Uhr, eine Wachsferze, eine Flasche mit Wasser und ein paar Biskuits mitnahm, weil er einen ganzen Tag unten bleiben wollte. Doch er kam niemals wieder, und die Menschenmenge, die ängstlich auf sein Wiedererscheinen harrete, mußte schließlich ihr Warten aufgeben. Mehr Glück hatte der Amerikaner Bushnell aus Connecticut, der sich mit seinem Boot einige Zeit unter Wasser hielt. Die Amerikaner gingen dann auch sofort daran, diese Erfindung in ihrem Seekrieg mit den Engländern auszunutzen, und schon vor dem Angriff auf den „Ramilles“ 1812 wurden drei Versuche der Art von den Amerikanern unternommen. Die Unterseeboote kamen jedesmal mit dem Boden der Kriegsschiffe in Berührung, doch gelang es ihnen nie, die Explosivstoffe wirksam anzubringen. 1797 entwarf der berühmte Schöpfer der Dampfmaschinen, der Amerikaner Robert Fulton, ein Unterseeboot, dessen Bau Napoleon unterstützte, weil er darin ein wertvolles Mittel zum Kampf gegen die Engländer ahnte. Dies „Tauchboot“ Fultons, das den Namen „Nautilus“ führte, unternahm 1801 auf der Seine Probefahrten; es hielt sich in einer Tiefe von 22 Fuß eine Stunde unter Wasser und bewies seine Fähigkeiten zum Angriff, indem es im August 1801 bei Brest einen alten Schoner durch ein Torpedo in die Luft sprengte. Greifbare Kriegserfolge wurden freilich auch mit Fultons Schiff nicht erreicht, und zur wirksamen Kriegswaffe ist das Unterseeboot erst ein Jahrhundert später geworden. Die merkwürdige Idee einer Verbindung von Unterseeboot mit Luftschiff hat übrigens der berühmte Erfinder Charles Babbage 1840 ausgesprochen, der hier „eine ideale Mischung von Fisch und Vogel“ liefern wollte.

Vermischtes.

* Eine Klassikerin des „Samölers“. Der Tod der englischen Romanschriftstellerin Mary Elisabeth Braddon wird auch bei uns manchem älteren Bücherleser die Erinnerung an unterhaltene Stunden zurückrufen, denn diese „englische Marit“ hat vor einem Vierteljahrhundert auch bei uns einen großen „electes“ gehabt, und selbst Moltke gestand, daß man sich mit einem Buche von ihr recht gut die Zeit vertreiben könne. Der Literarhistoriker, der sich in einer späteren Zeit einen Begriff von der Unterhaltungsliteratur der Zeit der Königin Viktoria, von dem berühmten „englischen Dreißiger“, der den Vespertiger der ganzen Welt füllte, wird machen wollen, muß zu den Romanen der Braddon greifen, etwa zu „Lady Audley's secret“, mit dem sie ihren Ruhm begründete. Auch im deutschen Schrifttum hat ihre Technik, die um irgend ein spannendes Geheimnis breite Familienhagen gruppierte, deutliche Spuren hinterlassen, und eine ganze Schar von deutschen „Maustrümpfen“, von der Heimburg bis zur Eschstruth, ist auf ihren Spuren gewandelt. 75 Jahre ist die lächelnde Dame alt geworden und 75 große Romane hat sie verlost, alle mehrbändig, eine statliche Leistung, in der eine Menge Erfindungskraft und viel Fleiß steckt. Daß sie schnell hintereinander schrieb und nicht viel Zeit zum Reilen hatte, sieht man aus der nachlässigen Art, mit der die Sprache behandelt ist; nur im Dialog wird ihr Buchdeutsch recht lebendig. Sie war die Tochter eines Londoner Rechtsanwalts und heiratete ihren ersten Verleger. Mit englischen Verhältnissen wußte sie aut Veleheid; freilich war es das England um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, das sie bis in die neueste Zeit darstellte, ein gemüthlicheres, idyllischeres und humorvolleres Land als das heutige „Empire“. Als sie ihren ersten Versuch, den Roman „Der Schwanz der Schlange“, mit zwanzig Jahren zu einem Drucker in Yorkshire brachte, hat ihr der als Donor 200 Mark und gab dann schließlich 410 Mt. Bald aber fand sie den richtigen Ton, und als sie den Verleger John Maxwell heiratete, setzte das Ehepaar Millionen von Exemplaren ihrer Bücher um und verdiente Millionen. Ihre ersten Bücher, die „Aurora Floyd“ und „Henry Dunbar“, sind auch ihre besten gelieben und in zahlreiche Sprachen überseht worden.

* Die größte Ostereislokomotive der Welt. Die größte zur Zeit in Betrieb befindliche Ostereislokomotive dürfte die von den Baldwin-Lokomotivwerken für die amerikanische Erie-Eisenbahn gekaufte Lokomotive sein, die für die Förderung langer Güterzüge auf besonders steil ansteigenden Strecken verwendet wird. Sie besitzt mit dem Tender ein Gesamtgewicht von

425 Tonnen und ruht auf nicht weniger als 14 Achsen. Ihre Bauart weicht, wie wir dem „Prometheus“ entnehmen, insofern von der der üblichen Lokomotiven ab, als sie drei getrennte Dampfmaschinen aufweist, von denen zwei unter dem Lokomotivkessel angebracht sind, während die dritte unter dem Tender liegt. Dadurch wird das recht beachtliche Gewicht des Tenders, der außer 45 Rbin. Wasser noch 10 Tonnen Kohlen laßt, auch für die Zugwirkung des Ganzen nutzbar gemacht. Die mittlere Maschine ist die Hochdruckmaschine, während die beiden anderen als Niederdruckmaschinen ausgebildet sind. Die Zylinder besitzen alle den gleichen Durchmesser von 900 Millimeter und den gleichen Hub von 750 Millimeter und sind auch in den übrigen Größen- und Kuppelungsverhältnissen durchaus gleichmäßig ausgebildet. Der in dem mächtigen Kessel von 700 Quadratmeter Heizfläche erzeugte Dampf wird noch besonders überhitzt und mit einer Spannung von 11 Atmosphären dem mittleren Zylinderpaar der Hochdruckmaschine zugeführt. Der aus dem rechten Hochdruckzylinder austretende Dampf wird dann dem vorderen Niederdruckzylinderpaar zugeleitet, während der aus dem anderen Hochdruckzylinder der hinteren Niederdruckmaschine zugeht. Diese Dampfzuleitungsrohre besitzen natürlich Gelenke, denn eine starre Verbindung so weit auseinanderliegende Teile würde beim Durchfahren von Kurven zu Brächen führen. Der Abdampf der vorderen Maschine wird, wie allgemein üblich, in den Schornstein geleitet und dient zur Verstärkung des Zuges während der Abdampf der Tendermaschine durch die Rohre des Wasserbehälters läuft und das Speisewasser vorwärmt. Die gewaltige Maschine besitzt eine Zugkraft von 80 Tonnen.

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Hafermehl Suppe. 90 Gramm Hafermehl, 20 Gramm Fett, Suppengemüse, Salz, 1 1/2 Liter Wasser. Das Gemüse wird in dem Wasser ausgekocht, dann wird die Flüssigkeit durch ein Sieb gegossen und das in etwas kaltem Wasser angerührte Hafermehl unter Rühren dazugegeben. Die Suppe muß eine halbe Stunde kochen.

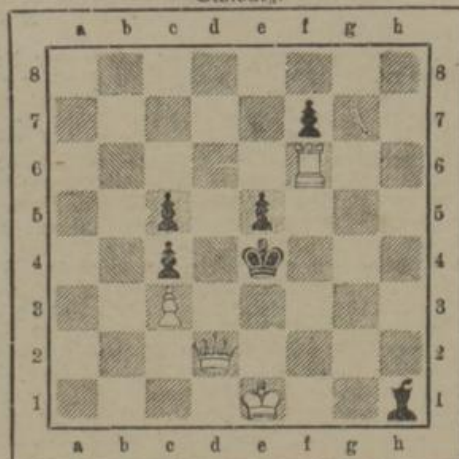
Petersilie-Kartoffeln: Man läßt fein gehackte Zwiebel in Butter gelblich schweigen, tut fein gehackte Petersilie dazu, rührt etwas Mehl mit warmem Wasser daran, so daß man eine dünnflüssige Sauce erhält, in welcher man nun die in Scheiben geschnittenen Kartoffeln tüchtig umschüttelt.

Büchertisch.

— Eulenburg, Prof. Dr. J., Das Geld im Kriege und Deutschlands finanzielle Rüstung. Preis 75 Pfg. Leipzig, Verlag von R. F. Koehler. — Diese Abhandlung des bekannten Gelehrten ist ein erweiterter Vortrag, der in allgemeiner verständlicher Fassung die Berechnungen über die Kosten des Krieges auf wissenschaftlicher Basis aufstellt. Auf ein reichhaltiges statistisches Material legend, ist die exakte Berechnung der Kosten des Krieges für alle Vorkriegszeiten, die genaue Beurteilung der finanziellen Rüstung der Kriegführenden, eine Untersuchung des Wirtschaftszustandes auf seinen Zustand und seine Entwicklung, eine sorgsam begründete Prognose der kriegswirtschaftlichen Zukunft.

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht mit dem dritten Zuge Matt.
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Erben, sterben, Erben.